

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Percy, Walker
Liebe in Ruinen

Die Abenteuer eines schlechten Katholiken kurz vor dem Ende der Welt
Aus dem Amerikanischen von Hanna Muschg.

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 2839
978-3-518-39339-0

suhrkamp taschenbuch 2839

Louisiana im Süden Amerikas, 1983. Dr. Thomas More, ein später Nachkomme des Heiligen, ein neurotischer Arzt und Alkoholiker, der sich als schlechten Katholiken bezeichnet, lebt mit drei schönen Frauen in der Vorstadt Paradise, wo er das Ende der Welt erwartet. More glaubt, die seelischen Leiden seiner Mitmenschen und damit auch das Unheil aufhalten zu können: als ein später Descartes erfand More den »qualitativ-quantitativen ontologischen Lapsometer«, mit dessen Hilfe er die Zonen des physischen Gleichgewichts im Hirn isolieren und mischen kann, der den jeweiligen Grad der Entfremdung des Menschen von sich selbst feststellt. Nur eines gelang ihm bisher nicht: das Instrument mit seinen diagnostischen Fähigkeiten für Heilzwecke zu vervollkommen. Im Augenblick größter Ratlosigkeit erscheint ihm Art Immelmann – Mephistopheles der Endzeit.

Walker Percy
Liebe in Ruinen

*Die Abenteuer
eines schlechten Katholiken
kurz vor dem Ende
der Welt*

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Love in the Ruins*
Aus dem Amerikanischen von Hanna Muschg
Erstausgabe bei Eyre & Spottiswoode
(Publishers) Ltd., 1971, London
Der Band erschien 1980
als suhrkamp taschenbuch 614

2. Auflage 2018

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2839

Copyright © Walker Percy 1971

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39339-0

Für Shelby Foote

Vierter Juli

IN EINEM KIEFERNGEHÖLZ AN DER
SÜDWESTSCHLEIFE DES AUTOBAHNKLEEBLATTES
5.00 nachmittags/4. Juli

Jetzt in diesen grauenvollen letzten Tagen der alten gewalttätigen geliebten USA und der christusvergessenen christusbesessenen todmischenden westlichen Welt bin ich zu mir gekommen in einem Gehölz von jungen Kiefern, und mir ist die Frage gekommen: ist es endlich passiert?

Noch zwei Stunden, und die Geschichte sollte klar sein. So oder so. Entweder ich habe recht und eine Katastrophe ereignet sich, oder nicht, und dann bin ich verrückt. In keinem Fall sind die Aussichten besonders gut.

Auf jeden Fall sitze ich hier an einer jungen Kiefer, von Nessel-
fieber befallen, und warte auf das Ende der Welt. Bin hier zur Zeit allerdings sicher, die Flanken geschützt durch eine Erderhebung zur Linken und eine Zufahrtrampe zur Rechten. Der Karabiner liegt auf meinem Schoß.

Gleich unterhalb der Kleeblattkreuzung warten in dem kaputten Motel die drei Mädchen auf mich.

Es passiert zweifellos bald etwas.

Oder ist es so, daß etwas aufgehört hat zu passieren?

Ist es so, daß Gott endlich seinen Segen von den USA genommen hat, und was wir jetzt hören, ist bloß das Rasseln der alten historischen Maschinerie, das plötzliche Rucken der Berg-und-Tal-Bahnwagen, wenn die Kette faßt und uns in die Geschichte mit ihren gewöhnlichen Katastrophen zurückbringt, uns hinaus- und hinaufträgt ans Ende jenes glücklichen und privilegierten Nebengleises, wo sogar Ungläubige zugegeben haben, wenn es nicht Gott war, der die USA gesegnet hat, daß zumindest irgendein großes Glück über uns gekommen war und daß jetzt, da der Segen oder das Glück vorüber ist, die Maschinerie rasselt, die Kette faßt und die Wagen vorwärtsrucken?

Es ist noch so heiß wie mitten am Nachmittag. Der Himmel ist von einem klaren abgewaschenen Kobalt nach dem Regen. Nasse

Kiefernzweige reflektieren das Sonnenlicht wie stählerne Stricknadeln. Das Gehölz dampft und riecht nach Terpentin. Weit in der Ferne, in schneller Fahrt, macht die Gewitterwolke über dem Horizont einen Buckel wie ein Troll. Oben balanciert ein Falke auf einer Luftsäule, die sich aus der Betongeometrie der Kleeblattkreuzung erhebt. Es rührt sich kein Hauch.

Die junge Kiefer, an der ich sitze, hat einen Tumor und ist meinem Rücken entsprechend gebogen. Ich fühle mich verschwitzt und befallen von Nesselfieber, weil ich Gin Fizz getrunken habe, aber sonst ganz gemütlich. Diese Stelle im unteren Bereich der Südwestschleife ist sorgfältig ausgewählt. Von hier gebiete ich über drei Richtungen der Autobahn, und wenn ich mich über den Rand des Abzugskanals lehne, kann ich durchgucken zur vierten, der östlichen Zufahrt.

Der Verkehr ist schwach, gelegentlich ein Milchtankwagen und ein Gemüselaster.

Der Falke schwebt in langer leicht geneigter Flugbahn ab zum Sumpf. Am Winkel der Flügel sieht man, daß es eine Kornweihe ist. Einer der Dachziegel fällt vom Motel und zerbricht auf dem Beton.

Das orangene Dach des Howard Johnson Motels erinnert mich an die drei Mädchen in Zimmer 203, 204 und 205. Beim Gedanken an die Mädchen und die kommende Katastrophe kribbelt ein eigenartiges Gefühl in meiner Kopfhaut. Wenn die Katastrophe eintritt, habe ich nach allem, was ich darüber weiß, eine gute Chance, sie zu überleben. Die Mädchen auch. Mit *einem* Mädchen zu überleben, das einen gern hat, ist gar keine schlechte Aussicht. Aber mit drei Mädchen zu überleben, die einen alle gern haben und von denen jedes die beiden andern verabscheut, ist zugleich schrecklich und angenehm, jedenfalls Grund genug, daß einem ein eigenartiges Gefühl in der Kopfhaut kribbelt.

Ein weiterer Grund für das Juckgefühl ist, daß das Nesselfieber schlimmer geworden ist. Brennende Pusteln blühen auf meinem Nacken. Meine Kopfhaut fühlt sich luftig und ausgestopft an und stößt hin und wieder eine Haarwurzel ab wie ein Luftschiff, das nach und nach seine Trossen abwirft.

Wir haben schlechte Zeiten.

Herrschende Gewalten und Mächte tragen überall den Sieg davon. Niedertracht steht höherenorts in Blüte.

Es gibt aber noch eine eindeutigere und akutere Gefahr. Ich habe nämlich Anlaß zu glauben, daß in den nächsten beiden Stunden ein noch nie dagewesener Niederschlag von schädlichen Partikeln in dieser Gegend herunterkommen wird und vielleicht auch anderswo. Es ist eine Katastrophe, deren Ursache und Wirkungen – und Verhütung – nur mir bekannt sind. Die Wirkungen der böartigen Partikeln sind eher psychisch als physisch. Sie verbrennen die Haut nicht und lassen das Mark nicht verfaulen; vielmehr entfachen und verschlimmern sie die verborgenen Übel des Geistes und spalten das Ich von sich selbst ab. Wenn jemand schon zu Ärger neigt, wird er wahnsinnig werden vor Wut. Wenn er kleinmütig lebt, wird er beben vor Entsetzen. Wenn er schon von sich selbst abstrahiert ist, wird er von sich abgespalten werden und auf der Erde umgetrieben wie Ismael.

Hier in meiner Tasche ist genau das Mittel, um Menschen gegen diese Eventualität zu impfen oder sie zu heilen, wenn sie davon überrascht werden.

Aber bis jetzt sind nur vier Menschen geimpft: ich und die drei Mädchen da drüben im Motel.

Gleich unter mir, angrenzend an die verlassene Einkaufs-Plaza, erhebt sich aus gelbem Backstein der Schuppen-und-Silo von St. Michael. Eine überraschend große Gemeinde war es, groß genug, daß ihr ein Monsignore zustand. Aber die Kirche ist jetzt leer, vor fünf Jahren verlassen. Das bunte Glas ist herausgebrochen. Mauersegler nisten im Fensterwerk der Betonmauer vor der Kirche.

Unsere katholische Kirche hier hat sich in drei Teile aufgespalten: 1. die amerikanisch-katholische Kirche, deren neues Rom Cicero, Illinois, ist; 2. die holländischen Schismatiker, die an Relevanz glauben, aber nicht an Gott; 3. der römisch-katholische Rest, eine winzige zerstreute Herde, die nicht weiß, wo sie hin soll.

Die amerikanisch-katholische Kirche, die das Schwergewicht auf Eigentumsrechte legt und auf ein heiles Wohnumfeld, hat die lateinische Messe beibehalten und spielt *The Star-Spangled Banner* bei der Wandlung.

Die holländischen Schismatiker bestehen in dieser Gegend aus verschiedenen Priestern und Nonnen, die Rom verlassen haben, um zu heiraten. Sie haben sich mit den holländischen schismatischen Katholiken zusammengetan. Jetzt bestürmen verschiedene geschiedene Priester und Nonnen den holländischen Kardinal um die Erlaubnis, wieder heiraten zu dürfen.

Die Römisch-Katholischen in dieser Gegend sind verstreut und demoralisiert. Der eine Priester, ein obskurer Hilfspfarrer, der Rom treu geblieben ist, hatte nicht genug zum Leben und mußte sich als Feuerwache verdingen. Er muß nachts auf den Feuerturm steigen und Ausschau halten nach Buschfeuern und nach Zeichen und schlimmen Vorbedeutungen am Himmel.

Ich zum Beispiel bin römischer Katholik, obschon ein schlechter. Ich glaube an die heilige katholische apostolische und römische Kirche, an Gott, den Vater, an die Auserwähltheit der Juden, an Jesus Christus seinen Sohn unsern Herrn, welcher die Kirche gegründet hat auf Petrus, seinen ersten Vikar, welche dauern wird bis ans Ende der Welt. Vor ein paar Jahren allerdings habe ich aufgehört, Christus zur Kommunion zu essen, aufgehört, zur Messe zu gehen, und führe seither ein liederliches Leben. Ich glaube an Gott und den ganzen Kram, aber Frauen liebe ich am meisten, dann Musik und Wissenschaft, dann Whisky, Gott an vierter Stelle und meinen Nächsten fast überhaupt nicht. Im allgemeinen mache ich, was ich will. Ein Mann, schrieb Johannes, der sagt, er glaube an Gott, und seine Gebote nicht hält, ist ein Lügner. Wenn Johannes recht hat, dann bin ich ein Lügner. Trotzdem, ich glaube noch.

Ein paar Bussarde umkreisen die Kreuzung eine Meile hoch. Bilde ich mir das ein, oder reckt der eine seinen Kopf und sucht mich nach Fleisch ab? Da würde ich mich nicht drauf verlassen, alter Knabe!

Beim Gedanken an die kommende Katastrophe und die drei Mädchen kribbelt ein eigenartiges Gefühl in meiner Kopfhaut. Oder vielleicht ist es das Nesselfieber von den Gin Fizz. Eine Katastrophe jedenfalls hat sowohl angenehme als auch unangenehme Aspekte, die jeder kennt – obwohl niemand die angenehmen gern

zugibt. Jetzt sind die Aussichten gerade unangenehm, aber nicht aus den Gründen, an die Sie vielleicht denken.

Ich muß gestehen, was mir am meisten Sorgen macht, ist, daß die Katastrophe über uns kommen könnte, bevor mein wissenschaftlicher Artikel veröffentlicht ist, also bevor meine Entdeckung die Welt der Wissenschaft um eine Sensation bereichern kann.

Die Eitelkeit der Wissenschaftler! Mein Artikel ist von außerordentlicher Wichtigkeit, soviel ist richtig, vielleicht sogar von epochaler Bedeutung. Mit dieser meiner kleinen Erfindung kann jeder beliebige Arzt in die Geheimnisse der Seele eindringen, die Krankheiten diagnostizieren, welche die Urquellen menschlicher Hoffnung vergiften. Ich könnte die Welt retten oder sie vernichten – und werde in den nächsten beiden Stunden sehr wahrscheinlich das eine oder das andere tun – denn wie jeder Arzt weiß, je wirksamer eine Behandlung ist, um so gefährlicher ist sie in den falschen Händen.

Aber die Frage bleibt: welche Aussicht ist unerfreulicher, die Vernichtung der Welt oder daß die Vernichtung stattfindet, bevor meine Errungenschaft bekannt geworden ist? Die letztere, muß ich gestehen, weil ich mir immer wieder die Szene im Büro des Chefarztes an dem Tag vorstelle, an dem die Nobelpreisverleihung stattgefunden hat. Ich trete ein. Die Sekretärinnen erröten. Meine Kollegen albern herum. Der Chef spendiert Champagner und Pappbecher (wie Houston Control nach der Mondlandung). »Hut ab, meine Herren!« ruft der Chef in seinem allerspöttischsten Tonfall (bei ihm das äußerste Zeichen von Respekt). »Ein Toast für unsern Lokal-Pasteur! Nein, eher ein neuer Kopernikus! Der Archimedes der Jetztzeit, der den Punkt gefunden hat, wo er seinen Hebel ansetzen kann, um die Welt nicht aus den Angeln, sondern in die richtigen hinein zu heben!«

Wissenschaftler sind, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, nicht mehr und nicht weniger eitel als andere Leute. Es ist nur so, daß ihre Eitelkeit verblüffender wirkt, weil sie Seite an Seite mit ihrer wohlbekanntem Objektivität erscheint. Der Laie ist schockiert, aber an diesem Schock hat nicht so sehr der Wissenschaftler schuld, als vielmehr das Bedürfnis des Laien, den Wissenschaftler zu vergötzen, worum jener nie gebeten hat.

Das Gebet des Wissenschaftlers, wenn er beten würde, was nicht wahrscheinlich ist: Herr, mach, daß meine Entdeckung die Erkenntnis vermehrt und andern Menschen hilft. Wenn nicht, Herr, dann mach, daß sie nicht zur Vernichtung des Menschen führt. Wenn nicht, Herr, dann mach, daß mein Artikel in »Brain« veröffentlicht wird, bevor die Vernichtung stattfindet.

Zimmer 202 im Motel ist mein Zimmer. Zimmer 206 ist bis zum Dach vollgestopft mit Lebensmittelbüchsen, hauptsächlich Wiener Würstchen und Campbells-Suppe, fünfzehn Kisten mit Early Times Bourbon Whisky und den Großen Büchern der Welt. In den dazwischenliegenden Zimmern 203, 204 und 205 befinden sich Ellen, Moira und Lola.

Meine Lebensgeister erwachen. Meine aufgeplusterte Kopfhaut stößt noch eine Haarwurzel aus. Das seidige Protein von den Gin Fizz überzieht meine Hirnhäute. Selbst wenn es zum Allerschlimmsten kommt, gibt es irgendeinen Grund, warum wir vier nicht glücklich miteinander leben könnten, Toddies trinken, Campbells Hühnersuppe mit Reis essen, an den langen Sommerabenden Lolas Cellospiel zuhören und aus den Großen Büchern der Welt vorlesen, die entlang den Kisten mit Early Times aufgestapelt sind, angefangen mit Homers ersten Worten: »Sing, o Muse, den schrecklichen Zorn des Peliden Achilleus« und zum Abschluß Freuds letzte Worte: »... aber wir können ihnen nicht helfen und können unsere Denkweise um ihretwillen nicht verändern«? Dann können wir Die Großen Ideen lesen, angefangen mit dem ersten Band, Angelus bis Liebe. Und dann wieder von vorne, bis uns Campbells-Suppe und Early Times ausgehen.

Die Sonne kommt mit Explosionen und Heiligenscheinen durch das Gitter von Kiefernadeln. Die Kornweihe beendet ihren langen Gleitflug in die Zypressenreihe, die gegen die purpurne Gewitterwolke so grün ist wie Farbe.

Auf den ersten Blick scheint hier alles ganz normal zu sein. Aber ein scharfes Auge kann entdecken, daß das eine oder andere nicht stimmt. Zum einen sind die inneren Spuren der Autobahn, nor-

malerweise die Überholspuren, baufällig. Die geteerten Ritzen sind brüchig geworden. Eine Flechte wächst auf dem Ölstreifen. Junge Mimosen sprießen auf den Banketten.

Zum andern stimmt etwas mit dem Motel nicht. Die Dachziegel sind kaputt. Das Schwimmbassin ist von einem undurchdringlichen Jadegrün, einer schlechten Farbe für ein Bassin. Eine große Schildkröte sonnt sich auf dem Sprungbrett, das abgebrochen ist und sich ins Wasser hinunterneigt. Zwei Wagen parken auf dem Parkplatz in der Nähe, ein rostiger Cadillac und ein Impala Cabrio mit Kletterpflanzen, die durch das verrottende Verdeck sprießen.

Die Wagen und das Einkaufszentrum sind bei den Weihnachtsunruhen vor fünf Jahren ausgebrannt. Das Motel ist zwar nicht verbrannt, aber verlassen worden, und seine Zimmer wurden zuerst von Liebespaaren bewohnt, dann von Landstreichern und schließlich von den eingeborenen Sumpfbewohnern, Wespen, Mokkassinschlangen, Eulen und Waschbären.

In den letzten Monaten haben die Kletterpflanzen ernstlich zu sprießen angefangen. Herzblättrige Weinrebe hängt als Girlandenschmuck am Rexall Drugs drüben an der Plaza. Muskadinia- trauben verbergen den A & P-Supermarkt schon fast. Giftefeu hat die Lautsprecherpfosten im Drive-In-Kino erobert und bildet einen richtigen geometrischen Wald mit kurzen zylindrischen Bäumen.

Jenseits der Glaswand des Speisesaals im Motel hängt immer noch das Rotarierbanner:

Ist es wahr?

Ist es fair für alle Beteiligten?

Wird es Freundschaft und guten Willen fördern?

Aber das Banner ist zerrissen, von oben bis unten, wie der Vorhang im Tempel.

Die Kletterpflanzen haben ernstlich zu sprießen angefangen vor ein paar Monaten. Die Leute mögen nicht gern darüber reden. Aus irgendeinem Grunde sprechen sie eigentlich viel lieber über die Greuelthaten, die immer häufiger geworden sind: ganze Fami-

lien in ihren Betten ermordet ohne einen vernünftigen Grund.

»Das Werk eines Wahnsinnigen!« rufen die Leute aus.

Letzten Sonntag bin ich am Haus eines Nachbarn vorbeigegangen, Barry Bocock, ein Boeing-Techniker, der aus Seattle hierher versetzt worden ist, und sah ihn auf seinem winzigen Mähtraktor sitzen wie ein großer Gringo rittlings auf einem Esel. Im nächsten Augenblick fiel mein Blick auf viele winzige Ranken, die durch Risse in der betonierte Einfahrt wuchsen und anfangen, die antiken Ziegelsteine zuzudecken, die Barry aus einer alten Zuckerrohrmühle gerettet hat.

Barry kam von seinem Traktor runter, indem er einfach aufstand und losging.

»Sieht so aus, als ob Ihre Einfahrt gesprungen wäre, Barry«, sagte ich zu ihm.

Barry runzelte die Stirn, und als ob er nichts gehört hätte, fing er an, mir zu zeigen, wie der Traktor bis direkt an die Rinde eines Baums Gras mähen konnte, ohne den Baum zu verletzen.

Barry ist einer von denen, die die allergrößte Aufmerksamkeit auf Einzelheiten verwenden, besonders auf jene kleineren Probleme, die durch Bakterien entstehen. Ein sehr sauberer Mann ist er, geht auf seinem Hof herum in seinen Shorts, und wenn er eine Pustel oder einen Pickel auf seinen sauberen haarigen muskulösen Beinen finden sollte, gibt er sich eine grenzenlose Mühe, ihn zu untersuchen, auszudrücken und die Qualität des Eiters festzustellen. Man hat das Gefühl, daß für Barry nichts auf der Welt aus den Fugen ist, was nicht durch die Überwachung von Bakterien und menschlichem Abfall wieder in Ordnung gebracht werden könnte. Eines Sonntags führte er mich auf seinen Hof hinter dem Haus und zeigte mir, was aus seinem neuen septischen Tank herausfloß, indem er es in ein Trinkglas laufen ließ, und da sah es in der Tat so klar aus wie Wasser.

Aber als ich ihn auf die Kletterpflanzen aufmerksam machte, die seine Einfahrt aufbrechen, schien er es nicht zu hören und zeigte mir statt dessen seine neue Mähmaschine.

»Aber Barry, die Ranken brechen Ihre Einfahrt auf.«

»Das wär ja noch schöner«, sagte Barry, und Zornesröte stieg in sein Gesicht. Dann zog er mich ganz nah an seinen sauberen voll-

kommenen Westküstenkörper und fragte mich, ob ich schon von der neusten Greuelthat gehört hätte.

»Ja. Was meinen Sie dazu?«

»Das Werk eines Wahnsinnigen!« rief er aus und bestieg seinen eselsgroßen Traktor.

Barry ist Witwer, seine Frau ist an Alkoholismus gestorben, bevor er aus Seattle wegging. »Einen auf die Lampe gießen« nannte er ihr Trinken. »Sie war jeden Tag schon um ein Uhr am Werk.« – »Am Werk?« – »Einen auf die Lampe gießen.«

Die Bussarde sind tiefer und hoffnungsvoller, schlagen mit den Flügeln hierhin und dahin und recken den Hals, um einen Blick nach unten zu werfen.

Wenn ich an Barry denke, muß ich mich einfach fragen, ob nicht er statt meiner der Arzt sein sollte, bei seinem gierigen Interesse an Bakterien, Furunkeln, Pickeln, Bobos, Pusteln, Grinden und so. Außerdem konnte ich, als ich die sprießenden Ranken erwähnte, an Barrys verschleierte Ausdruck erkennen, daß er von meinen eigenen Schwierigkeiten wußte und dementsprechend meine Warnung geringschätzte. Arzt, heile dich selbst . . .

Die Wahrheit ist, daß meine Gesundheit, besonders meine geistige Gesundheit, obwohl ich Arzt bin, die letzte Zeit ziemlich kümmerlich gewesen ist. Ich bekomme Anfälle von Elationen und Depressionen und auch gelegentlich Attacken von Morgen-Grauen. Vor ein paar Jahren hat meine Frau mich verlassen, ist durchgebrannt mit einem Engländer, und seitdem habe ich ein unregelmäßiges Leben geführt.

Aber wenn ich meine Schwächen zugebe, bringe ich damit nicht unbedingt auch meine Entdeckungen in Mißkredit, die nur mit ihrer wissenschaftlichen Evidenz stehen oder fallen. Schließlich war van Gogh depressiv, und Beethoven ist es ziemlich lausig gegangen. Der Prophet Hosea hatte, Sie erinnern sich vielleicht, ein trauriges Familienleben.

Manche von den besten Psychiatern, das braucht man wohl kaum hinzuzufügen, haben selber auch manche Schwierigkeiten, kleine Bitterkeiten und Grauen und so.

Wer bin ich? mögen Sie wohl fragen. Ich will Ihnen ein kleines Dossier geben.

Ich bin Arzt, ein nicht sehr erfolgreicher Psychiater; Alkoholiker, ein wackliger Mann in den mittleren Jahren mit Depressionen und Elationen und Morgen-Grauen, aber nichtsdestoweniger ein Genie, das in die verborgenen Ursachen der Dinge Einblick hat und einfache Hypothesen aufstellt, um die Überfülle von alltäglichen Ereignissen zu erklären; ein schlechter Katholik; Witwer und Hahnrei, dessen Frau mit einem heidnischen Engländer durchgebrannt und auf der Insel Cozumel gestorben ist, wo sie ein neues Leben anfangen und die Dinge von Grund auf neu sehen wollte.

Mein Elend zieht manche Patienten an, stößt andere ab. Die Leute sind im allgemeinen tolerant. Manche Patienten, die meine schwachen Seiten kennen, rechnen sich aus, daß ich ihre verstehe. Ich bin sowas wie der alte Doc in Wildwestfilmen: wenn man den alten Doc nüchtern erwischt, ist er ganz in Ordnung undso weiter. In Wahrheit ist er sogar eine Art Genie, ich hab gehört, er ist in Harvard gewesen undso weiter undso weiter.

Nicht, daß ich viel Geld verdiene. Vernünftige Leute haben schließlich nicht viel übrig für einen Arzt, der während der Sprechstunden Toddies trinkt. Folglich muß ich alle möglichen Patienten nehmen, nicht bloß Leute mit Grauen und Depressionen, sondern Leute mit Darmbeschwerden, Rauschgifttypen mit Beriberi und Hepatitis, Bantus, die von Bullen zusammengeschoßen worden sind, Bullen, die von Bantus zusammengeschoßen worden sind.

In der letzten Zeit allerdings habe ich weniger Patienten genommen, um an meiner Erfindung zu arbeiten. Ich brauche das Geld nicht. Zu meinem Glück hat meine Frau, die mich verlassen hat und nachher gestorben ist, ihr Testament nicht geändert oder nicht ändern wollen und mir so vierzigtausend Aktien von R. J. Reynolds hinterlassen, die sie von ihrem Vater geerbt hat.

Lose Rinde von der Kiefer arbeitet sich jetzt langsam durch mein Hemd. Meine Kopfhaut ist immer noch aufgeplustert, meine

Kehle pfeift vor Nesselfieber – Proteinmoleküle von den Gin Fizz summen wie Bienen in meinen Gehirnventrikeln – aber ich fühle mich ganz gut.

Wo ist der Heckenschütze? Ich halte meine Hand über die Augen und untersuche jeden Zoll des Geländes.

Eine Fahne bewegt sich unregelmäßig auf ihrer Stange neben dem grünen Rechteck, das wie eine Stufe in den Abhang des nahen Hügelrückens gegraben ist. Es ist der Fußballplatz der Valley-Forge-Akademie, unserer Privatschule, die aus religiösen und patriotischen Grundsätzen eingerichtet wurde und um keine Neger drin zu haben. Heute früh – kann das heute gewesen sein? – haben die Christlichen Kaydetten, unsere siegreichen Tambourmajoretten, ihre Wirbel geübt, ohne die leiseste Ahnung, was für ein schrecklicher Unglücksfall ihnen zustoßen würde.

Jenseits der leeren Einkaufsplaza zu meinen Füßen erheben sich die niedrigen Hügel von Paradise Estates. Die Fairways des Golfplatzes machen Kerben in die Baumkulisse. Hübsche Kuben und Kastenformen von neuen Häusern sind wie Zuckerstücke zwischen den Kiefern verstreut. Es ist sogar möglich, mein eigenes Haus herauszufinden, ein Fleck wildes Rosa und ein Zwinkern von Glas unter dem Fernsehsender. Durch eine perspektivische Täuschung scheint sich der Sendeturm aus dem plumpen Silo der alten St. Michaelskirche an der Plaza zu erheben.

Hier bin ich in alten Zeiten immer mit meiner Tochter Samantha zur Messe gegangen. Meine Frau, ein ehemals episkopäisches Mädchen aus Virginia, hat unsere Tochter Samantha genannt in der Hoffnung, daß dieser dunkle grazile heidnische Name irgendwie die Gestalt des Kindes bilden würde, aber oh Jammer für Doris, Samantha entpuppte sich als mollig, blond, picklig und fromm, eine von denen, die nach den Stunden noch gern in der Schule herumlungern und den Schwestern helfen, die trockenen Schwämme auszuklopfen.

Die schönste Zeit war an Sommerabenden nach der Messe, wenn Samantha und ich in der violetten Dämmerung nach Hause gingen, wir hatten die Kommunion empfangen, und ich war voller Freude, scherte mich nicht im geringsten um meine Mitkatholiken,

sondern nur um mich und Samantha und den verschluckten Christus und dachte an das, was er mir dafür versprochen hat, wenn ich ihn esse, nämlich, daß ich Leben in mir haben würde, und das hatte ich und fühlte mich so gut, daß ich auf dem Heimweg immer gejauchzt und frohlockt und wilde Tänze aufgeführt habe wie König David vor der Bundeslade. Zu Hause dann die Holzkohlenbriketts anstecken, draußen unter dem Fernsehsender, der sein rotes Licht neben der Venus in die Höhe hielt, wie ein Rubin und ein Diamant im pflaumenblauen Samthimmel. Es Samantha im Wohnzimmer gemütlich machen mit der *Wunderbaren Welt der Farbe* (das Bild, das naturgetreuer ist als das Leben, nach einer Reise von nur hundert Fuß senkrecht herunter zu uns), zurück zu den Briketts, vier, fünf, sechs tiefe Züge aus der Halbliterflasche Early Times, vor Freude über die Schönheit der Welt schreien, »Finch 'han dal vino« aus *Don Giovanni* singen und »Großer Gott, wir loben dich«, plötzlich so großes Verlangen nach Doris haben, daß mir das Herz stockt, Doris holen gehen, deren Lippe sich dann bei meinem Vorschlag kräuselte, die aber trotzdem Lust hatte und die eigentlich jetzt, wo sie daran dachte, so sinnlich war, wie man nur sein kann, wieder einmal ihr altes Ich, ein sinnliches Mädchen aus dem Shenandoahtal, Apfelkönigin auf dem Apfelblütenfest in Winchester. Sie an der Hand hinter die Azaleen führen, wo wir uns dann aufeinanderstürzten und auf das Zoisiagrass fielen, das dort einen so dichten Flor hatte wie ein Kermanteppich.

Ein Aufflattern von Weiß im Motelfenster. Der Heckenschütze? Ich ziehe meinen Ellbogen enger an den Karabinergürtel. Nein, es ist in einem Zimmer der Mädchen. In Moiras. Moira, die ihre Sachen auswäscht und zum Trocknen raushängt, als wäre es irgendein beliebiger Dienstag. Ein gutes Omen, Moira beim Unterwäschewaschen. An sie denke ich immer so, barfuß im Schlüpfert am Waschbecken stehend, Beine weit ab und gestreckt, sogar ein bißchen mehr als gestreckt, so daß das Polster hinten in ihren Knien so kräftig vorsteht wie aus Gummi; die gelben Augen sinnend und auf nichts gerichtet, während sie ihre Sachen zum Einweichen in Lux legt.